

Aus der Ferne ist die Sicht getrübt
Warum islamische Theologie an deutschen Universitäten eine Bereicherung und kein Problem ist

Eine Replik von Marco Schöllner

Die islamische Theologie an deutschen Universitäten ist Hans-Thomas Tillschneider ein Graus, so scheint es. Er hat in den vergangenen Monaten gegen sie und zahlreiche ihrer Vertreter gehörig vom Leder gezogen, zuletzt in dieser Zeitung am 27. März. Festzuhalten ist zunächst, dass Tillschneider die islamische Theologie als "ein Hätschelkind der Politik" sieht, das es "nicht verdient, im Gesamtgefüge der universitären Fächer eine Rolle zu spielen".

Diese Einschätzung der islamischen Theologie beruht, wie aus Tillschneiders Argumentation hervorgeht, auf der Lektüre einiger Bücher, die seit Gründung der Islam-Institute von muslimischen Theologen (namentlich von Mouhanad Khorchide) veröffentlicht worden sind. In der Tat lässt sich über pointiert geschriebene theologische Bücher trefflich streiten, selbst wenn man, wie Tillschneider, der betreffenden Religion gar nicht angehört. Bedenklicher ist es, dass sein Begriff von dem, was theologisches Schrifttum ausmache, sehr eingeschränkt ist, nämlich auf eine Art Scholastik in Verbund mit einem traditionskritischen Gestus, also wie es etwa von einer Reinkarnation von Thomas von Aquin in der Gestalt Rudolf Bultmanns zu erwarten wäre. Aber auch dann ist fraglich, weshalb Tillschneiders von der lateinisch-christlichen Tradition geprägtes Theologiebild für den Islam gültig sein sollte, zumal im Islam die Gottes- und Glaubenslehre eine andere Rolle spielt. Und welche Bereicherung sollte die islamische Theologie für die deutschen Universitäten sein, wenn sie sich nur auf den Pfaden bewegen sollte, die christliche Theologien schon seit Jahrhunderten ausgetreten haben?

Dass Tillschneider über die islamische Theologie an deutschen Universitäten ausschließlich aufgrund einiger Bücher urteilt, schwächt seine Thesen. Es entgehen ihm die ungeheure Dynamik und der Enthusiasmus unter den Studenten, Mitarbeitern und Professoren der Islam-Institute. Im Unterschied zu Tillschneider habe ich diese Erfahrung oft genug selbst gemacht, nicht zuletzt als Gastprofessor am Frankfurter Institut und auf zahlreichen Veranstaltungen der Universitäten Münster und Osnabrück. In der Tat wird bei diesen Gelegenheiten vieles gesagt, was nicht intellektuell hochwertig im Sinne Tillschneiders ist, aber das Universitätsfach, wo das der Fall ist, möchte ich noch kennenlernen. Es gibt hier deshalb weder ein Defizit der muslimischen Studenten und Forscher noch eine besondere Problematik des Islams. Vielmehr ist das die erwartbare Situation im Kontext eines sich herausbildenden Faches. Die islamische Theologie ist im Moment einer der wenigen Bereiche, wo noch eine Regsamkeit des Geistes und Lust am Neudenken hergebrachter Gedanken und auch von Dogmen herrschen. Das wird nicht dadurch gemindert, dass an dieser Diskussion auch Theologen teilnehmen, die ihren Geist dazu verwenden, dieses Neudenken zu problematisieren, und den herkömmlichen Überzeugungen das Wort reden.

Überhaupt entgeht Tillschneider wohl der innerislamische Meinungsstreit, der nicht selten produktiv ist und nun mit den neuen Instituten eine besondere Plattform bekommen hat. Diese Auseinandersetzungen spielen sich unter den Studenten eines Instituts, zum Teil aber auch unter den Instituten selbst ab - und in vielen Fällen informell. Es ist daher auch ein großer Vorteil, dass die islamische Universitätstheologie eben nicht nur an einem Standort ins Leben gerufen wurde, wie Tillschneider vehement gefordert hat, sondern an mehreren. Die Institute unterscheiden sich

voneinander deutlich in Ausrichtung und Studentenschaft, aber auch durch die verschiedenen Traditionen und Fächerschwerpunkte an den jeweiligen Universitäten, in die sie eingebunden sind. Das ist zu begrüßen, denn auch dadurch werden Vielfalt und eine lebhaftige Debatte gewährleistet. Das Zusammenziehen der islamtheologischen Lehrstühle an einer Universität solle laut Tillschneider dazu dienen, dort diejenigen zu versammeln, "die tatsächlich in der Lage sind, so etwas wie einen deutschen Islam zu entwickeln". Tillschneider vertritt jedenfalls, wie aus seinen Ausführungen deutlich wird, einen essentialistischen Kultur- und Nationalbegriff, wie er im 19. Jahrhundert von vielen propagiert wurde und heute als obsolet gelten muss. Es ist interessant, zu sehen, dass Tillschneider mit seiner kruden Idee der Nationalkultur so unkritisch und historisch unreflektiert hantiert, wie er das gerne den muslimischen Theologen im Hinblick auf deren Überzeugungen vorwirft.

Tillschneider ist darin recht zu geben, dass die Fortentwicklung eines deutschen Islams nottue, falls er damit meint, dass sich Deutsch mehr als bisher als Islamsprache etablieren solle, um den hiesigen Muslimen den Anschluss an die öffentlichen Debatten einfacher zu machen. Das aber geschieht ohnehin längst, und dazu braucht es nicht die neuen islamtheologischen Institute, nicht zuletzt weil die übergroße Mehrheit der heute in Deutschland lebenden Muslime in der dritten oder vierten Generation in unserem Land lebt und unter ihnen Deutsch im Austausch über religiöse Themen längst dominiert. Die sprachliche Abschottung vor allem der großen türkischen Gemeinde nimmt von Tag zu Tag ab. Und wie weit der deutschsprachige Islam inzwischen gediehen ist, kann man zum Beispiel an den oft kunstvollen Vorträgen beim sogenannten I-Slam sehen, eine Art islamischer Poetry Slam, der in den vergangenen Jahren in vielen deutschen Städten mit großem Erfolg veranstaltet wurde. Das alles erwähnt Tillschneider mit keinem Wort, aber er würdigt den Umstand, dass Muslime "durch das Zusammenleben mit Deutschen, durch Arbeit, Schulbesuch, Freundschaft und familiäre Bindung" im Lauf der Zeit zu Deutschen würden. Kurios ist natürlich, dass er auf der Basis seines Nationalbegriffs wie selbstverständlich davon ausgeht, es gebe "die Deutschen" und "die Muslime", wobei nachhaltige Interaktion in der in Deutschland gegebenen "dominierenden Mehrheitskultur" (Tillschneider) die Muslime immer weniger Muslime sein lasse. Vor dem Szenario der globalisierten Postmoderne und der so rasanten wie dynamischen Vermischung kultureller (und auch religiöser) Meme, wie man sie mit Recht genannt hat, wirkt das binäre Kultur- und Nationalverständnis Tillschneiders weltfremd. Es handelt sich tatsächlich um eine politische oder besser gesagt ideologische Positionierung, die sich vor allem seit Huntingtons Thesen zum "Kampf der Kulturen" neu entfaltet hat. Wissenschaftlich ist das nicht haltbar, und es macht die Sache nicht besser, wenn derlei Ideologie im Schafspelz des wissenschaftlichen Diskurses auftritt.

Der Autor ist Professor für Islamwissenschaft an der Universität Münster und Mitglied des dortigen Exzellenzclusters "Religion und Politik in den Kulturen der Vormoderne und der Moderne".